

von zahlreichen Übersetzern getan wurde. Schließlich entspricht die Ausrichtung des Schweizer Täuferturns auf Grebel nicht mehr ganz den Erkenntnissen der Täuferforschung unserer Tage. Grebel ist eine wichtige Führergestalt, aber er ist nicht derjenige, der den Ton allein angab oder so angab, daß sich die Ursprünge der Schweizer Täufer hauptsächlich von ihm her erschließen ließen. Diese Quellenausgabe, in die viel Fleiß, Energie, Geduld und Gelehrsamkeit gesteckt wurde, ist eigentlich das Pendant zur Grebel-Biographie Harold S. Benders (1950), nicht aber eine Ausgabe, an der sich derjenige orientieren könnte, der sich auf den neuesten Stand der Forschung bringen möchte. Gleichwohl dürfte es auch nützlich sein, das neuentstandene Bild vom Täuferturn noch einmal durch die Lektüre dieser Sammlung, die sich durch detaillierte Register gut erschließen läßt, zu überprüfen, hier vielleicht zu korrigieren und dort in seiner Berechtigung zu stärken.

Hans-Jürgen Goertz

*R. Emmet McLaughlin: Caspar Schwenckfeld. Reluctant Radical. His life to 1540.* New Haven und London, York University Press, 1986. 250 S.

Mit diesem Werk legt R. Emmet McLaughlin, Professor für Religionsgeschichte an der Villanova Universität in Pennsylvanien, eine wissenschaftliche Biographie Caspar von Schwenckfelds vor, die die früheren Arbeiten zu diesem Thema bei weitem übertrifft und die voraussichtlich für lange Zeit das maßgebliche Standardwerk bleiben wird. Ihre Begrenzung auf das Jahr 1540 (Schwenckfeld starb erst 1561) mag man bedauern – sie erklärt sich daraus, daß nach Meinung des Verfassers alle wesentlichen geistigen Entwicklungen Schwenckfelds bereits um 1540 abgeschlossen waren.

Im Gegensatz zu seinen Vorgängern (Selina Gerhard Schultz, Gottfried Maron und Horst Weigelt) bettet McLaughlin Schwenckfelds Wirken sorgfältig in den jeweiligen historischen Kontext ein. Daraus erklärt er, weshalb Schwenckfeld sowohl in Schlesien als auch in Süddeutschland für eine gewisse Zeit eine Chance zur Realisierung seiner Ideen hatte, dann aber – aufgrund einer veränderten politischen Lage – scheitern mußte. So wirkte sich in Schlesien die territoriale Zersplitterung des Gebietes in nahezu souveräne Zwergherzogtümer und der vehemente Antiklerikalismus der Herrscher von Münsterberg-Oels, Brieg und Liegnitz anfangs günstig für seine Reformationsbestrebungen aus, aber die Situation wandelte sich grundlegend, als 1527 der Habsburger Ferdi-

nand I. als König von Böhmen auch zum Oberherrn Schlesiens avancierte. In den süddeutschen Reichsstädten (vornehmlich Straßburg, Augsburg und Ulm) konnte sich Schwenckfeld entfalten aufgrund der Spannungen zwischen dem zelotischen protestantischen Klerus und einem toleranten, erasmisch gesonnenen Patriziat, das neue repressive Kirchenverordnungen und eine rigorose klerikale Bevormundung der Laien zunächst ablehnte. Je stärker aber in den süddeutschen Reichsstädten das Bedürfnis nach militärischer Absicherung durch ein Bündnis mit den lutherischen Flächenstaaten Kursachsen und Hessen wuchs, desto anfälliger wurden sie für die lutherische Theologie und für eine Politik der Intoleranz, der schließlich auch Schwenckfeld zum Opfer fiel.

Das Werk konzentriert sich im wesentlichen auf drei Schwerpunkte: auf Schwenckfelds Wirken als wichtigster Laienprädikant der schlesischen Reformation und seinen Bruch mit Luther (1525), auf seine Auseinandersetzung mit Martin Bucer im Ringen um religiöse Toleranz und Gewissensfreiheit in Straßburg; schließlich auf den Kampf gegen die Wittenberger Konkordie (1536) und Schwenckfelds neue Christologie (die Lehre vom allzeit nicht-kreatürlichen Christus), in der McLaughlin den krönenden Schlußstein der spiritualistischen Entwicklung des schlesischen Edelmanns erblickt. Als Hauptdifferenzen zur Wittenberger Reformation werden herausgearbeitet:

1. Luthers Lehre von der Realpräsenz Christi in den Abendmahlselementen, gegen die Schwenckfeld seine Anschauung von der Eucharistie als Teilhabe am Wesen Christi im Herzen des Gläubigen setzt („inneres Abendmahl“);
2. das von den Wittenberger Reformatoren sanktionierte landesherrliche Kirchenregiment, das zu Glaubenszwang und Ketzerverfolgung führt. Demgegenüber steht Schwenckfelds Einsicht in die Unerzwingbarkeit des wahren Glaubens;
3. Luthers immer stärker werdende Betonung der Notwendigkeit der sichtbaren Kirche, des äußeren Wortes und der beiden Sakramente, während Schwenckfeld in seinem Prozeß der Spiritualisierung des Glaubens die sichtbare Kirche, das äußere Wort und die beiden Sakramente abwertet. Hinter diesen drei Differenzen steht nach McLaughlin Schwenckfelds Konzept eines neuen Menschen und eine Christologie, die die Akzente anders als Martin Luther setzt. Nach Schwenckfeld ward das Wort Fleisch, damit das Fleisch (d. h. der Mensch) sich vergeistige. Nicht die Passion Christi, sondern die Inkarnation des Logos ist für ihn der eigentliche Grund der Rettung des Menschen. Wie Luther lehnte Schwenckfeld ein rein forensisches Verständnis der Rechtfertigung des

Menschen ab. Darüber hinaus aber meint er, daß der durch Christus wiedergeborene „neue Mensch“ schon hier auf Erden einen weit höheren Grad an sittlicher Vollendung erreichen könne und müsse, als Luther für möglich hielt. Wenn die Reformation die Erwartungen hinsichtlich einer Verbesserung des Lebens nicht erfüllte, so führte Schwenckfeld das auf den oben erwähnten Prozeß der „Veräußerlichung“ der evangelischen Kirche, vor allem auf die lutherische Abendmahlslehre, die er für einen neuen Götzendienst hielt, zurück. Unter „Reform des Lebens“ verstand Schwenckfeld freilich *nicht* eine Änderung der sozialen Verhältnisse, sondern allein die Versittlichung des Individuums.

Im Gegensatz zu Horst Weigelt („Spiritualistische Tradition im Protestantismus – Die Geschichte des Schwenckfeldertums in Schlesien“, 1973) ist McLaughlin nicht dem naheliegenden Fehler verfallen, spätere spiritualistische Positionen in den jungen Schwenckfeld hineinzulesen. So betont er dessen Abhängigkeit von Luther bis zum Beginn des Abendmahlstreites und seine Bemühungen, in Liegnitz eine *sichtbare* (!) Kirche wahrer Christen zu sammeln, die durch Katechese, Ermahnung und Bann erzogen und geläutert wurde. In der Abendmahlslehre selbst hebt McLaughlin Schwenckfelds Eigenständigkeit und seine Unabhängigkeit von Karlstadt und Zwingli hervor. Die wahre Eucharistie bedeutete ihm stets mehr als nur die Erinnerung an das historische Leiden und Sterben Christi.

Den weiteren Prozeß der Spiritualisierung bei Schwenckfeld sieht McLaughlin mitgeprägt von den christologischen Spekulationen des Hilarius von Poitiers, durch den Einfluß Valentin Crautwalds und nicht zuletzt auch durch „unmittelbare Offenbarungen“, die Sebastian Eisenmann, ein Mitglied des schwenckfeldschen Kreises, 1526/27 in Liegnitz verkündete. Der Streit mit Luther führte schließlich dazu, daß Schwenckfeld seine Güter und seine schlesische Heimat verlassen mußte (1529). Die Sympathie, die der Flüchtling anfangs bei den Straßburger Prädikanten als Gegner Luthers fand – er war einige Jahre Gast im Hause Capitos – wich allmählich einem Gefühl des Mißtrauens und schließlich einem unveröhnlichen Haß, weil man in Schwenckfelds spiritualistischen Ideen, vor allem in seinem Gebot des „Stillstandes“ (Verzicht auf die Feier des Abendmahles) und in seiner Weigerung, die bestehenden Stadtkirchen als wahre Kirchen Christi anzuerkennen, nur den Geist der Verneinung und Zerstörung erblickte. Den dramatischen Höhepunkt der Darstellung bildet die wahrhaft „fatale“ Auseinandersetzung mit Martin Bucer und dessen oberdeutschen und schweizerischen Amtsbrüdern Frecht, Blaurer, Bullinger, Jud u. a., denen Schwenckfeld einen neuen „Judaismus“

vorwarf, weil sie auf der Einheit von Kirche und Staat bestanden und die Leute mit politischem Zwang zu ihrem Glauben „bekehrten“. Die Konfrontation mit Martin Bucer, der wahrhaftig – wie wir aus dessen Briefwechsel mit den Brüdern Blaurer und mit Bullinger wissen – Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um Schwenckfeld zur Strecke zu bringen, entschied schließlich das Schicksal des schlesischen Edelmannes, nämlich seine Abqualifizierung und offizielle Verurteilung als gefährlicher Häretiker (wegen seiner Christologie) auf dem Theologenkonvent von Schmalkalden (1540). Dabei wird deutlich, daß nicht nur theologische Motive in dieser Auseinandersetzung eine Rolle spielten, sondern auch der Neid bürgerlicher Eiferer auf den adligen Grandseigneur, der ihnen an Manieren, Eleganz und standesgemäßen Verbindungen zum Adel und Patriziat (u. a. zu dem Bürgermeister Bernhard Besserer, Ulm, Wolfgang Rehlinger, Augsburg, und zum württembergischen Erbhofmarschall Hans Konrad Thumb von Neuburg) weit überlegen war. Andererseits haben Schwenckfelds hohe soziale Position und sein in jeder Hinsicht vornehmer Lebensstil dazu beigetragen, daß er sich nicht zu den Täufern bekannte, obwohl er – wie diese – nach 1525 die Kirche als freiwillige Gemeinschaft konzipierte und Glaubenstaupe und Bann als Zeichen einer wahren Gemeinde Jesu Christi akzeptierte. Hinzu kam freilich, daß die Täufer auf „Äußerlichkeiten“ wie die Wassertaupe Wert legten, die Schwenckfeld aufgrund seines Spiritualismus relativ gering schätzte. Damit war sein Weg in die Einsamkeit unausweichlich. Von seinen Standesgenossen trennten ihn die von ihm gehegten religiösen Prinzipien, von vielen möglichen Glaubensgenossen seine vornehme Herkunft und der von ihr geprägte Lebensstil.

Im letzten Kapitel zeichnet McLaughlin die Entwicklung der schwierigen Christologie Schwenckfelds nach, die bekanntlich darin gipfelte, daß er den Status der „Nicht-Kreatürlichkeit“ nicht nur für den auferstandenen, verkörperten, himmlischen Christus behauptete, sondern auch schon für den irdischen, leidenden Herrn. Er bestätigt damit im wesentlichen die Thesen von Emanuel Hirsch („Zum Verständnis Schwenckfelds“, in: Festschrift für Karl Müller, hg. von Otto Scheel, 1922). Über Hirsch hinausgehend weist er aber die vielen Einflüsse und Kontroversen nach (u. a. mit Melchior Hoffman und Sebastian Franck), die bei der Formulierung dieses Dogmas eine Rolle spielten. Überraschend ist der hohe Stellenwert, den McLaughlin dabei den Ideen Michael Servets beimißt, der sich zur selben Zeit wie Schwenckfeld in Straßburg aufhielt. Auch in diesem Punkt differiert der Verfasser von Horst Weigelt.

Das Buch ist mit spürbarer Sympathie für den „Rebellen wider Willen“

geschrieben, für den „vir vere nobilis“ (Capito), der seine theologischen Gegner gerade durch seine tatsächliche – nicht nur proklamierte – „Gelassenheit“ zur Weißglut reizte. An keiner Stelle verfällt McLaughlin jedoch in einen hagiographischen Ton. Schwenckfelds Märtyrertum wird nicht übertrieben. Sowohl an Gottfried Marons Bild von Schwenckfeld („Individualismus und Gemeinschaft bei Caspar von Schwenckfeld“, 1961) als auch an den Behauptungen André Sciegiennys („Homme Charnel-Homme Spirituel“, 1975) werden wichtige Korrekturen angebracht. So wird man in Zukunft hoffentlich nicht mehr mit Maron behaupten, Schwenckfeld habe mit seinen „vulgärmystischen“ Vorstellungen „die Geschichtlichkeit der Offenbarung Gottes in Christus völlig entleert“ und es habe für ihn „keine Heilsgeschichte gegeben“. Daß Schwenckfeld zwischen dem Alten und dem Neuen Testament durchaus unterscheiden konnte, wird bei der Lektüre dieses Buches jedem Leser deutlich. Auch Sciegiennys Interpretation Schwenckfelds als eines „christlichen Humanisten“, der an die Willensfreiheit des Menschen glaubte, verliert aufgrund dieser Darstellung an Überzeugungskraft.

Zu kurz gekommen ist in diesem vortrefflichen Buch eine kritische Auseinandersetzung mit dem Spiritualismus Schwenckfelds und die Gesamtwürdigung seines Wirkens. Von einem so guten Kenner hätte man gerne erfahren, welche Bedeutung er Schwenckfeld für die Geschichte der Reformation beimißt. Mit Recht weist McLaughlin auf die skrupellosen, auch vor Verleumdungen nicht zurückschreckenden Methoden hin, mit denen Bucer seinen Gegenspieler in den Untergrund trieb – aber gab es nicht berechtigte Gründe für die Sorge des Straßburger Reformators um die Predigt des äußeren Wortes, das Spenden der Sakramente und um die Eindämmung sozialrevolutionärer Sekten? Hätte sich der Protestantismus ohne diese Dinge nicht binnen kurzer Zeit im Nichts aufgelöst? Nur an einer Stelle (S. 138) weist McLaughlin darauf hin, daß Schwenckfelds Bild der wahren Kirche nie zur vollen Klarheit gelangt ist. Die Frage drängt sich auf, ob sich eine evangelische Kirche ohne den Schutz der Fürsten und Magistrate, die aufgrund dieses Schutzes auch ein Mitspracherecht in den inneren Angelegenheiten dieser Kirche beanspruchten, gegen Kaiser und Papst hätte behaupten können. Mag man das landesherrliche Kirchenregiment der evangelischen Potentaten mit guten Gründen noch so tadeln – unter den politischen Bedingungen der Reformationszeit war es wohl die einzige Möglichkeit der Selbstbehauptung des Protestantismus. Schwenckfelds Verdienst bleibt es, auf die Kehrseite der Medaille, d. h. auf die Kosten dieser unvermeidlichen, gleichwohl „unheiligen“ Allianz hingewiesen zu haben.

Klaus Deppermann